



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Epochen der deutschen Geschichte

Haller, Johannes

Stuttgart [u.a.], 1950

Charakter der deutschen Politik

[urn:nbn:de:hbz:466:1-75797](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-75797)

terwegs im Stich gelassen, ohne Truppen, ohne Geld, von der Stadt Siena verpflegt, von den Florentinern beinahe gefangen, schließlich durch skrupellosen Parteiwechsel mit Mühe befreit, hat er sich die Kaiserkrone geradezu erschlichen durch die Dienste, die er den italienischen Mächten leistete, die ihn überdies auch unterhalten mußten.

Wenn das am grünen Holz der Könige geschah, was kann man von dem dünnen Reisig der kleinen und mittleren Landesfürsten erwarten! Sie kommen in ihrer Masse für die übrige Welt gar nicht in Betracht. Höchstens soweit sie mit ihren Untertanen Kriegsdienste für fremde Rechnung leisten können. Dafür allerdings sind sie sehr gut zu brauchen, wenn man sie bezahlt, und dazu sind sie auch immer gern bereit, wenn die Bezahlung reichlich ist. Denn hinter dem Gelde laufen sie alle her. Um Geld zu bekommen, verdingen sie sich heute an den König von Frankreich, morgen an den von England, übermorgen an den Herrn von Mailand und überübermorgen an die Republik Venedig. Ist es doch sogar vorgekommen — die Beweise liegen urkundlich im Pariser Archiv —, daß eine ganze Koalition westdeutscher Fürsten, geführt von König Adolf von Nassau, unter Bruch der geschworenen Eide und trotz empfangener Hilfgelder den König von England im Stiche ließ, als der Franzose mehr zahlte.

Die Geldgier und Käuflichkeit dieser Herren ist draußen sprichwörtlich. Daß die Königswahlen seit dem Aufkommen der Kurfürsten ein Markt waren, auf dem die einzelne Stimme ihre Preis hatte, wußte jedermann. So hat man in Frankreich ein halbes Jahrhundert lang allen Ernstes das Ziel verfolgen können, einen Prinzen des eigenen Königshauses in Deutschland wählen zu lassen, nicht weil Deutschlands Krone so begehrenswert war, sondern weil man auf diesem Umweg am einfachsten zum Kaisertum und zur Beherrschung Italiens gelangen konnte. Daß es möglich sei, daran zweifelte niemand, wenn nur genug Geld darangewendet wurde. Gegenüber dieser Niedrigkeit wirkt es schon beinahe wie staatsmännische

Größe, wenn ein Herzog von Österreich sich 1324 verpflichtet, die Wahl des Franzosen zum deutschen König zu unterstützen gegen Einverleibung aller größeren Städte am Oberrhein und in der Schweiz in die habsburgische Landesherrschaft.

In solchen Zügen — die Beispiele ließen sich vermehren — spricht sich immer wieder das eine aus: die Fürsten haben Sinn nur für ihre eigenen Angelegenheiten und ihren persönlichen Vorteil; das Ganze und sein Wohl gilt ihnen nichts. Reich und König sind für sie entweder eine Hilfe, die man für eigene Zwecke ausnutzen darf, oder ein Gegner, den man bekämpfen muß. Daß man ihnen dienen, Opfer für sie bringen soll, ist eine leere Redensart, die in der Praxis nicht ernst genommen wird.

Aber nichts wäre verkehrter und ungerechter, als diesen Vorwurf gegen die Fürsten allein zu erheben. Sie sind sogar in gewissem Sinne entschuldigt, insofern sie als Herren eines eigenen Staates diesem zunächst verpflichtet waren und für dessen Interessen zu sorgen hatten. Die gleiche Entschuldigung konnten die Stände der Territorien nicht für sich anführen, wenn sie dem Fürsten hartnäckig die Mittel für seine Politik verweigerten. Sie hatten keinerlei höhere Rücksichten zu nehmen, und an das Reich und die Nation dachten sie noch viel weniger als ihr Landesherr; sie wollten ganz einfach nichts zahlen und nichts leisten, weder etwas für den Fürsten noch für den Kaiser.

Man hat früher zeitweilig geglaubt, von diesem Urteil eine Gruppe des Volkes ausnehmen zu können: die Städte. Allen Ernstes hat man gemeint, es wäre zuzeiten möglich gewesen, daß der König, gestützt auf die Städte, den Egoismus der Fürsten bräche und sich wieder zum Herrn im Reich machte. In dem Bürgertum der Städte wollte man die Träger des Reichs- und Einheitsgedankens sehen gegenüber den Fürsten, die den Partikularismus der Landschaften verkörpernten. Ein sonderbarer Einfall, der uns warnend zeigt, in was für Irrtümer die Geschichtsschreibung verfallen kann, wenn sie sich dem Einfluß von politischen Tagesmeinungen hingibt. Es war nämlich in